

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 60 (2004)
Heft: 3

Rubrik: Wie lange bleibt das Deutsche deutsch?

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie lange bleibt das Deutsche deutsch? _____

Bericht von der 40. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim (IDS)

Sprachwissenschaftler/-innen befassen sich normalerweise mit dem richtigen Sprachgebrauch. Doch wie viel Abweichung vom «Richtigen» ist erlaubt, bevor etwas Gesagtes falsch wird? Gibt es mehr als nur *ein* richtiges Deutsch? Kann man mehr oder weniger deutsch reden?

Alle, die einmal in der Schule oder in einem Kurs eine Fremdsprache lernten, kennen das Problem: Wenn man das erste Mal ins Sprachgebiet kommt und hoffnungsfroh denkt, das mehr oder weniger mühsam Erlernte in der Praxis anwenden zu können, wird man herb enttäuscht. Die Leute auf der Strasse reden ganz anders, als wir es aus dem Lehrbuch oder aus den Ohrhörern des Sprachlabors kennen. Das gleiche Phänomen können wir aber auch beobachten, wenn wir im eigenen Sprachraum herumreisen: Da wird in Norddeutschland beispielsweise aus dem «Samstag» plötzlich ein «Sonntag», und wenn jemand «viertel zwölf» sagt, meint er «viertel nach elf».

Wir sprechen wohlverstanden nicht vom Dialekt, sondern von der Vielfalt dessen, was als Standardsprache gilt. Die Sprachwissenschaftler sprechen von «Standardvariation», und dieser Variation war die 40. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim vom 9. bis 11. März 2004 gewidmet.

Dass es nicht nur um eine Beschreibung, sondern auch um eine kritische Würdi-

gung ging, macht der Untertitel deutlich: «Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?», wurde da gefragt. Denn die Variation ist zwar nicht normkonform, aber sie gehört zum Standardgebrauch, unter anderem, weil heute eine einzige Sprachform nicht mehr für alle Sprachverwendungssituationen genügt. Die bewusste Variation gehört deshalb zum adäquaten Standardgebrauch. Natürlich interessiert weiterhin zuerst die Norm, aber nach gewonnener Erkenntnis sollte man auch die Abweichung davon genauer betrachten.

Zu Beginn der Tagung war eine Begriffsklärung angesagt, die der Basler Linguistikprofessor Heinrich Löffler vornahm: Eine «Varietät» ist eine Abweichung, und alle Varietäten zusammen machen die Standardvariation aus. Der Ausgangspunkt ist dabei die Umgangssprache, die ihrerseits eine gesprochene oder geschriebene Erscheinungsform der Hochsprache ist. Der Dialekt dagegen kennt keine Standardisierung durch festgelegte orthografische oder grammatische Regeln und auch nur eine eingeschränkte Schriftlichkeit (es gibt zwar Normen der Mundart, aber eher in der Form von Bräuchen). Zwischen den Dialekten und der Standardsprache ist die «Halbmundart» angesiedelt, wie die Umgangssprache eine Mischform. Neuer ist die Gliederung in Standard, Substandard und Nonstandard. Die Titelfrage «Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?» versucht, den Nonstandard vom Substandard zu trennen.

Der postulierte normierte Standard muss einen Autor haben. Den komplexen Verhältnissen beim Setzen dieses Standards ging Ulrich Ammon aus Duisburg nach. Die Bevölkerungsmehrheit ist dabei nur indirekt beteiligt, indem die normsetzenden Instanzen aus deren Sprachgebrauch den Standard auswählen. Wenn es niemanden gibt, der normsetzend tätig ist, hat die entsprechende Sprache keine Standardvarietät, als Beispiel kann etwa das Althochdeutsche genannt werden.

Die meisten der siebzehn Vorträge der Tagung befassten sich mit einzelnen Aspekten der Sprachvariation. Auf sie hier im Einzelnen einzugehen, führte zu weit. Wie immer, kamen an der Mannheimer Tagung auch Auslandsgermanisten zu Wort – insgesamt nahmen gegen fünfhundert Linguisten und Wissenschaftlerinnen aus 25 Ländern teil. In der Diskussion wurde von einzelnen dieser ausländischen Vertreter gefordert, die verschiedenen Varianten des Deutschen – insbesondere des mündlichen Sprachgebrauchs – auch im DaF-Unterricht (Deutsch als Fremdsprache) zu berücksichtigen. Dieser Wunsch mag verständlich sein, wenn man sich vor Augen hält, dass teilweise die Abweichung oder die verschiedenen Abweichungen in der Alltagssprache häufiger sind als die Standardvariante. Ob es aber wirklich nötig und richtig ist, den Deutschlernenden zu sagen, man schreibe zwar im Deutschen «nicht», aber die meisten sagten «nich», bleibt eine andere Frage.

Ludwig M. Eichinger, dem Direktor des Instituts für Deutsche Sprache, war es vorbehalten, die Gesamtsicht im Auge zu behalten und eine Art Zusammenfas-

sung zu wagen. Der Standardgebrauch wird laut seiner Einschätzung im schriftlichen Bereich durch die Alphabetisierung und das Einüben zentraler Textsorten gewonnen, im mündlichen durch das Setzen einer überregionalen Norm – die aber erreichbar sein muss.

Für uns in der Schweiz kann das heissen, dass wir ohne schlechtes Gewissen eine nationale Varietät setzen können und uns weder eine «bühnendeutsche» Aussprache noch einen deutschen Umgangssprachton angewöhnen müssen. Im Deutschen gibt es Sprachnormen – diesen kann man folgen, man kann sie übertreten oder aber man kann ihrem Rand entlangschrammen. Der situationspezifisch angemessene Sprachgebrauch und damit das Gelingen der Kommunikation bleibt wohl in jedem Fall das anzustrebende Ziel.

Alle zwei Jahre wird im Rahmen der Jahrestagung des IDS der Duden-Preis der Stadt Mannheim verliehen. Dieses Jahr wurde er der in Oslo lebenden dänischen Linguistin Cathrine Fabricius-Hansen überreicht, die auch in der Schweiz bekannt ist, weil sie hier bei der Evaluation der Geisteswissenschaften mitgewirkt hat. Gewürdigt wurden mit dem Preis ihre Beiträge zur Verständigung zwischen deutschsprachigen und nicht deutschsprachigen Völkern. Fabricius hat sich grosse Verdienste erworben bei der Stärkung des Deutschen als Fremdsprache in Skandinavien und mit ihren Veröffentlichungen die Eignung des Deutschen als Wissenschaftssprache belegt, wie Hans-Werner Eroms in seiner Laudatio ausführte.

In ihrer Preisrede unter dem Titel «Vom

Wunder des Verbs» ging die Linguistin auf die Besonderheiten dieser Wortart im Deutschen ein, die sie als «Seele des Satzes» bezeichnete: «Erst das Verb macht den Satz lebendig, macht ihn zum Satz», meinte sie. Als besonders schöne Spezialität des deutschen Verbs bezeichnete sie die Möglichkeit, durch Partikeln aus einem Verb viele andere Verben

zu machen. Die Flexionsformen, die Deutschlernenden gewiss manchmal Mühe machen, haben wenig mit der Bedeutung des Verbs zu tun, sagen aber etwas über das Subjekt aus. Dies ist ein Reichtum der deutschen Sprache, der sie gegenüber anderen Sprachen auszeichnet.

Peter Anliker

Sprachkunde

Die Verkleinerungsform

Die Bezeichnung «Verkleinerungsform» (Diminutiv) könnte zu der Ansicht verleiten, dass die einzige Funktion der Nachsilben *-chen* und *-lein* (in den Mundarten noch viele andere Formen, wienerisch z. B. *-erl*) darin bestehe, die Vorstellung der Kleinheit zu vermitteln. Zwar ist dies ihre Hauptfunktion (*Tischchen, Büchlein, Äuglein, Eichel* [zu *Eiche*: offensichtlich dachten die alten Germanen, dass sich eine kleine Eiche in der Eichel befinde, womit sie eigentlich Recht hatten]), aber bei genauerer Betrachtung eröffnet sich uns noch ein weites Bedeutungsspektrum.

Wenn jemand von *meinem Pferdchen, meinem Hündchen, meinem Kätzlein* spricht, dann will er damit nicht dessen Kleinheit unterstreichen, sondern seine Verbundenheit mit dem Tier. Auch mit Wörtern, die sich auf Kinder beziehen (*Näschen, Händlein, Gitterbettchen*), verbinden wir nicht nur Kleinheit, sondern auch die Vorstellung von «süß, nett, liebenswert, anziehend». Daher finden wir «verkleinernde» Nachsilben

(Suffixe) häufig bei Vornamen (*Käthchen, Kathi, Ännlein, Franzl, Polderl* [von *Leopoldine*] usw.). Im Litauischen, einer baltischen Sprache, gilt es sogar als unfreundlich, ja beleidigend, einen Verwandten oder Freund nicht mit der Verkleinerungsform zu begrüßen. Selbstredend sprechen Liebende einander häufig mit Verkleinerungsformen an und sind dabei unerschöpflich in ihren Bildungen (*Schätzchen, Schatzi, Mäuschen*, aber auch *Affenpotschi* usw.).

Wenn wir uns ein *Mittagsschläfchen* gönnen oder ein *Plauderstündchen* oder auch ein *Gläschen Wein* oder ein *Fläschen Bier* vor dem Schlafengehen, schwingt da die Bedeutung «behaglich» mit. Das *Nickerchen* erscheint den Deutschen offenbar so gemütlich, dass es gar keine Form ohne das diminutive *-chen* gibt. Dichterisch klingt hingegen *da ist manches Jährchen vergangen*.

Viele Verkleinerungsformen sind allerdings schon «lexikalisiert» – d. h. die Nachsilbe hat ihre eigentliche Bedeutung verloren –, sie sind eigenständige Wörter geworden, die sich einen eige-